



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pniower, Otto: Goethes Religion

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Goethes Religion

Von Prof. Dr. Otto Pniower-Berlin



Goethe, einer der freiesten und unbeirrbarsten Menschen, die je gelebt haben, hat auch auf dem Gebiete der religiösen Anschauung sich selbst die Bahn gebrochen. Das Recht, auch hier das Hergebrachte zu prüfen und sich davon das anzueignen, was seiner Natur, seiner wissenschaftlichen Überzeugung gemäß war, hat er sich nicht nehmen lassen. Zu keiner Zeit seines Lebens kam er hierin zum Stillstand.

Zu den Grundgesetzen seines Denkens gehört die Lehre von der fortgesetzten Metamorphose alles Organischen, von der ununterbrochenen Umwandlung des Seins. „Das Gebildete“, sagt er einmal, „wird sogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht.“ Für diese Lehre gibt es, soweit sie sich auf den geistigen Organismus bezieht, kein schlagenderes Beispiel als Goethe selbst.

So hat auch sein Verhältnis zu der überkommenen Religion Wandlungen durchgemacht. Gleichzeitig freilich zeigt er hier eine erstaunliche Festigkeit. Einem Grundzug seiner Auffassung des Religiösen, den er am Ende seines Lebens mit der ganzen Macht seiner Poesie als Mahnwort an die Menschheit verkündet, begegnen wir als theoretischem Lehrsatz schon in einer theologischen Schrift der frühen Jugendzeit. Das Geheimnis jeder großen Individualität: Wandlungsfähigkeit verbunden mit Zähigkeit, gewahren wir auch hier, da wir versuchen, Goethes religiöse Anschauung, seine Stellung zu den letzten Fragen entwicklungsgeschichtlich zu betrachten.

Als Knabe erhielt Goethe den üblichen Religionsunterricht. Weidlich wurde er mit dem Katechismus gequält. Unter den Schulübungen, die uns von ihm erhalten sind, befindet sich eine lange Ausführung in lateinischer Sprache über die Frage, welcher von den christlichen Feiertagen der größte und wichtigste ist. Er mußte diese bis in die kleinste Einzelheit gehende Erörterung in sein geliebtes Deutsch übertragen. (Morris: Der junge Goethe. Leipzig, Inselverlag. Bd. 1, S. 55 ff.)

Sehr bald regten sich in dem frühreifen Knaben Zweifel und Bedenken. Das gewaltige Erdbeben von Lissabon, das am 1. November 1755 ein Drittel der blühenden Stadt zerstörte und beinahe 15000 Menschen tötete, hatte nicht nur das feste Land erschüttert, sondern bewegte auch die Gemüter Europas. Voltaire nahm es zum Anlaß, den Optimismus eines Leibniz und Pope als unbegründet zu erweisen. Rousseau trat Voltaire entgegen und übernahm die Verteidigung der angegriffenen Philosophen. Auch Kant behandelte das Ereignis in einer besonderen Schrift, in der er darlegte, daß jene Verheerungen der Natur nicht als Strafgerichte der Menschen anzusehen, vielmehr in der Ökonomie der Schöpfung, unabhängig von den Erdenbewohnern, begründet seien. Der sechs-

jährige Goethe aber war von dem Geschehnis nicht wenig betroffen. Nach seiner Auffassung hatte sich Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, keineswegs väterlich bewiesen, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab.

Und schon genügte ihm auch der Religionsunterricht, den er erhielt, nicht. Die Lehre konnte, so berichtet er, weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Eine Neigung zu den Leuten, die sich von der gesetzlichen Kirche abgefordert hatten, zu den Separatisten, Pietisten, Herrnhutern und ähnlichen Sektierern begann sich in ihm zu entwickeln. In der Poesie fand diese Neigung später ihren Niederschlag. Es braucht nur an das herrliche Fragment des „Ewigen Juden“ und an die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ im „Wilhelm Meister“ erinnert zu werden.

Wie sich hierin das Bestreben, sich vom allgemein Gültigen abzusondern, sich neue Wege zu bahnen, die Macht selbständiger Eigenart, kurz die erste Regung der Originalität kundgibt, so zeigt sich das Aufblühen freien Denkens auch darin, daß der Knabe sich eine besondere Art der Verehrung Gottes erfindet. Wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, erbaute er sich aus dem Notenkupfeln seines Vaters und den besten Stücken einer mineralogischen Sammlung einen Altar, auf dem entzündete Räucherkerzen die Flamme bildeten. Die aufgeschichteten Steine sollten die Welt im Gleichnis vorstellen. Die Flamme bedeutete das zu seinem Schöpfer sich aufsehende Gemüt des Menschen.

Diese eigentümliche Wirkung des gewaltigen Naturereignisses auf das kindliche Gemüt und das Bedürfnis des Knaben nach einer eigenen Form der Gottesverehrung zeigen, daß der Goethischen Individualität von vornherein ein religiöser Hang innewohnte, daß er im Grunde eine religiöse Natur war.

Wie stark diese ursprüngliche Neigung in Goethe wurzelte, lehrt auch die Tatsache, daß er in Straßburg mit einer theologischen Abhandlung promovieren wollte, die aber wegen ihres allzu freisinnigen Geistes vor der juristischen Fakultät keine Gnade fand. Und noch vor seiner ersten großen Dichtung, dem „Götz von Berlichingen“, aber in demselben Jahr wie diese, ließ er drei kleine theologische Schriften erscheinen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Nur hervorheben will ich, daß er sich in der einen sehr entschieden gegen die Verdammung der Heiden wendet und als den großen Mittelpunkt unseres Glaubens die ewige Liebe hinstellt. „Gott und Liebe“, heißt es einmal, „sind Synonyma.“

In diesen Schriften stellt sich Goethe auf den Standpunkt eines gläubigen Christen. Er tut es in der Form, daß er im Namen eines Pfarrers spricht. Unzweifelhaft tut er das, weil er persönlich über diesen Standpunkt schon hinaus war. Das lehren seine Dichtungen ebenso wie eine Reihe brieflicher Äußerungen.

Es ist immer schwer, bei objektiven Dichtungen wie Dramen und Epen zu bestimmen, wieviel von dem Fühlen und Denken der vom Autor dargestellten

Personen ihm selbst als eigene Anschauung zuzuschreiben ist. Lessing verwahrte sich einmal ausdrücklich dagegen, dasjenige als seine eigene Auffassung zu proklamieren, was Gestalten seiner Dramen aussprechen. Und jedenfalls ist niemals außer acht zu lassen, was der vom Dichter gewählte Stoff an Gedanken und Empfindungen notwendig mit sich bringt. Wir wollen das im Auge behalten, wenn wir aus dem genialen Prometheusfragment, das Goethe im Sommer 1773 schuf, Schlüsse ziehen auf den religiösen Standpunkt, den er damals einnahm.

Auflehnung gegen die Götter war mit dem Mythos vom Troß des Titanen gegeben.

Allein ich sollte Knecht sein,
Und wir alle
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!

so ruft Prometheus selbstbewußt. Man darf sagen: ein dogmengläubiger Dichter würde sich kaum einen solchen Stoff wählen und nicht leicht auch einen antiken Heros so sprechen lassen. Und schwerlich geht man fehl, wenn man behauptet, daß das Fragment den Charakter eines atheistischen Bekenntnisses Goethes bedeutet. Man darf das um so eher, als der Dichter mit einem schönen poetischen Anachronismus in dieser griechischen Heroenwelt Prometheus' Bruder Epimetheus Worte sprechen läßt, deren tieferer Sinn im Monismus wurzelt. Während es nämlich dem Wesen der dogmatischen Religion entspricht, daß zwischen der überirdischen Gottheit und den Menschen eine unendliche Kluft besteht, der positive Glaube mithin einen Dualismus proklamiert, sagt Epimetheus, der eine Art Vermittlerrolle zwischen Jupiter und Prometheus spielt, zu diesem:

Dein Eigensinn verkennt die Sonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all
Sich als ein innig Ganzes fühlten.

Im Gegensatz zum Dualismus deuten diese Worte den Weg zum Monismus an. Selbst und unmittelbar konnte die monistische Anschauung in der Dichtung nicht zum Ausdruck kommen. Das verbot der poetische Vorwurf, insofern er das Dasein von Göttern zur Voraussetzung hat.

Daß sich aber in diesen Worten die Auffassung des Dichters selbst geltend macht, lehrt nicht bloß der Umstand, daß Goethe später als den Grund seiner ganzen Existenz die Vorstellungsart bezeichnete: Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen, sondern das berühmte, nur etwa ein oder zwei Jahr später als das Prometheusfragment verfaßte Glaubensbekenntnis, das Faust vor Gretchen ablegt. Denn in ihm spricht Goethe selbst. Das hat noch niemand bezweifelt. Ja, es spricht mehr Goethe als Faust, da seine Worte im Widerspruch zu der Fabel des Dramas stehen.

Wie aber ist das Bekenntnis zu verstehen?

Auf Gretchens Frage: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?“ antwortet Faust zunächst ausweichend:

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut.
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Auf die weitere direkte Frage: „Glaubst du an Gott?“ antwortet Faust gleichfalls ausweichend:

Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Erst auf die neue Frage des durch diese Antwort ganz erschrockenen Mädchens: „So glaubst du nicht?“ erwidert Faust die bekannten Worte:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht? usw.

Diese Worte verweisen den Gottesglauben ausschließlich in den Bereich des Gefühls. Jeden Versuch einer begrifflichen Definition, einer verstandesmäßigen Erfassung Gottes, einer bestimmten persönlichen Vorstellung lehnen sie ab. Jeder Name, heißt es, beeinträchtigt die Empfindung.

Name ist Schall und Rauch,
Unnebelnd Himmelsglut.

Das Bekenntnis ist insofern auch frei von jedem Konfessionalismus. Als Gretchen Faust gleichsam ins Gesicht sagt: „Du hast kein Christentum“, vermag er das nicht zu bestreiten und weiß nur begütigend „Lieb's Kind“ zu erwidern. Auch bekannte Goethe schon einige Zeit, bevor diese Szene gedichtet war, im November 1773 Lavater unverhohlen: „Ich bin kein Christ.“ („Der junge Goethe“ 3, 65.)

Und nicht nur unkonfessionell ist das Bekenntnis, sondern ausgesprochen monistisch, insofern hier Gott und Natur als eins erklärt werden.

Diese Anschauung ist der metaphysische Haupt- und Grundgedanke des Systems von Spinoza. Gerade in dieser Zeit fing Goethe an, sich mit seinen Schriften zu beschäftigen, um ihm sein Leben lang treu zu bleiben. Im hohen Alter bekannte er, daß von drei Männern die größte Wirkung auf ihn ausgegangen sei: von Shakespeare, Linné und Spinoza. Und als ihm einmal — es war im Jahre 1811 — die Schrift seines Jugendfreundes Fritz Jacobi „Von den göttlichen Dingen“ schmerzlichen Verdruß bereitete, rettete er sich, wie er schreibt, zu seinem alten Asyl und fand in Spinozas „Ethik“ auf mehrere Wochen seine tägliche Unterhaltung. (Weimarer Ausgabe I, Bd. 36, 71 f.)

Historisch betrachtet, hat jedoch nicht bloß Spinoza an dem Glaubensbekenntnis mitgearbeitet, sondern der Geist des für die Kunst wie die Geistes-

wissenschaften so unendlich fruchtbaren, nicht genug zu bewundernden Zeitalters, in dem Goethe zum Jüngling heranwuchs, ist daran beteiligt. Wir wissen jetzt, daß die Katechisationszene des „Faust“ ihr Vorbild in der profession de foi du vicair savoyard im vierten Buch von Rousseaus „Émile“ hat. (Vgl. Walzel, „Das Prometheusymbol von Shaftesbury zu Goethe“, Leipzig 1910.) Und die innige Verschmelzung von Glauben und Empfindung floß aus der großen Gefühlsreaktion gegen Rationalismus und Dogmatismus, der unsere Poesie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihr Aufblühen und ihre Verinnerlichung verdankt. Ich brauche nur die Namen Klopstock, Hamann und Herder zu nennen.

Für Goethe war also damals die Religion Sache des Gefühls. Sie war ihm aber durchaus kein notwendiges Lebenselement. Er konnte sich ein würdiges und edles Dasein vorstellen, das ihrer enträt. Das bezeugt eine Stelle aus dem „Werther“. Diesen Roman schrieb Goethe im Februar und März des Jahres 1774 d. h. ungefähr in derselben Zeit, in der die zweite Gartenszene im „Faust“, die das Glaubensbekenntnis enthält, verfaßt ist. Hier nun läßt er den Helden schreiben (Teil II, Brief vom 15. November): „Ich ehre die Religion. Das weißt du. Ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Schmach tenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden sein? Wenn du die große Welt ansehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war; Tausende, denen sie es nicht sein wird, gepredigt und ungepredigt; und muß sie mir es denn sein?“

Fausts Glaubensbekenntnis bildet den Kern der religiösen Anschauung Goethes. Ihr blieb er sein weiteres Leben hindurch treu; nur daß er sie mit der Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Interessen und Kenntnisse vertiefte und ihr auf andere, sehr mannigfache Art Ausdruck gab. Das wird weiterhin deutlich werden. Zunächst soll im Anschluß an einige briefliche und dichterische Äußerungen des Dichters sein Verhältnis zu der Religion, in der er aufgewachsen war, noch heller beleuchtet werden. Ich hebe dabei hervor, daß es sich in diesen Zeugnissen lediglich um den positiven Glauben des Christentums handelt, nicht um seinen geistigen und ethischen Gehalt oder den der heiligen Schriften, worauf es zunächst gegründet ist. Sie schätzte Goethe bekanntlich zu allen Zeiten hoch, wie schon der Einfluß beweist, den sie auf seine Poesie genommen haben. In „Dichtung und Wahrheit“ wie in den Noten und Abhandlungen zum „Divan“ spricht er es selbst aus, von welcher unendlichen Bedeutung die Bibel für seine Entwicklung gewesen ist.

Im Mai 1775 schrieb der Dichter an Herder in dem verben Tone des Sturmes und Dranges: „Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Sch . . . ding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht, so wär' mir auch das Objekt lieb.“ („Der junge Goethe“ 5, 30.)

Als 1782 Lavaters „Pontius Pilatus“ erschienen war, schrieb ihm Goethe: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist

bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht.“ Und wenige Tage später: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit. Mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht. Vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium. Ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich.“

Als Goethe den vierten Band von Herders „Ideen“ gelesen hatte, worin unter anderm der Ursprung des Christentums und seine Entwicklung in Asien und Europa dargestellt war, schrieb er dem Verfasser, der damals in Italien war (den 4. September 1788): „Das Christentum hast Du nach Würden behandelt. Ich danke Dir für mein Teil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen und da wird's auch recht erbärmlich . . . Es bleibt wahr: Das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch zehntausend Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen, als es zu bestreiten.“

Zu derselben Zeit, da Goethe diese Worte schrieb, war er damit beschäftigt, die im Anfang der siebziger Jahre begonnene Faustdichtung weiter zu führen und zu vollenden. Es gelang ihm aber nicht, sie abzuschließen, und er ließ 1790 „Faust. Ein Fragment“ erscheinen. Zu den Szenen, die er damals verfaßte, gehört die Hexenküche. Hier läßt er es an einer starken Satire gegen das Trinitätsdogma nicht fehlen, wenn Mephisto sagt:

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.

Daß damit nicht bloß des Teufels, sondern auch des Dichters eigene Ansicht ausgesprochen ist, beweist eine Äußerung, die er ein Menschenalter später zu Eckermann tat (am 4. Januar 1824): „Ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele.“

In dieser Epoche wandte sich Goethe überhaupt besonders heftig gegen die kirchliche Lehre und ihren Kultus. Der Aufenthalt in Italien hatte ihm die innere Unwahrheit der Zeremonien des bigotten Katholizismus vor Augen geführt. In den Berichten der Italienischen Reise nennt er ihn ein barockes Heidentum. In den „Venetianischen Epigrammen“ lautet ein Distichon:

Seh ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Tränen enthalten.
O wie beseligt uns Menschen ein falscher Begriff!

Für die gleiche Sammlung war ein Distichon bestimmt, das Goethe selbst nicht hatte drucken lassen und das erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht wurde. Im Jahre 1790 hatte er die Osterwoche in Venedig zugebracht und dort der Zeremonie beigewohnt, bei der die Geistlichen das Bild des Gekreuzigten aus dem in der Kirche hergerichteten Grabe tragen. Darauf dichtete er die sarkastischen Verse:

Offen steht das Grab. Welch herrlich Wunder! Der Herr ist
Auferstanden! Wer glaubt's? — Schelmen, ihr trugt ihn ja weg.

Viel schärfer noch — und es ist das Schärffste, was Goethe gegen das
Christentum gesagt hat — spricht er sich in den folgenden Versen des Zyklus aus:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebot.

Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;

Wiere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Christ.

Auch hier scheute der Dichter völlige Offenheit. In den Ausgaben steht statt des letzten Wortes ein Kreuz. Aus einer erhalten gebliebenen Handschrift wissen wir, daß es ‚Christ‘ lautete.

Jeder fühlt, daß diese Ausfälle der Ausfluß eines vorübergehenden Unmutes und Zornes sind. Sie bezeichnen auch nicht den endgültigen Standpunkt des Dichters gegenüber dem Christentum und beziehen sich, wie ich schon bemerkt habe, mehr auf die Formen als auf den Gehalt des Glaubens, mehr auf die Konfession als auf die Religion. Ihre tiefere Begründung finden sie darin, daß der Dichter immer mehr von der Liebe zur Antike erfüllt wurde und von der Schönheit ihrer Kunst durchdrungen war. Damit ward ihm zugleich die heimische, die er als Jüngling einst so gepriesen hatte — ich erinnere an seinen Hymnus auf das Straßburger Münster —, entfremdet. Das Stoffgebiet der deutschen Kunst galt ihm für barbarisch. Wiederholt gebraucht er dieses Wort für seinen „Faust“, an dem er in der Mitte der neunziger Jahre die Arbeit wieder aufnahm. Das Werk war ihm eine nordische oder barbarische Komposition, von der aus er mit wehmütiger Sehnsucht auf die schöne homerische Welt blickte. So wurde Goethe mehr und mehr im Sinne der bekannten Antithese Heinrich Heines, wonach die Vertreter der Weltliteratur in Hellenen und Nazarener zerfallen, Hellene. Nur in der Antike schien ihm das Ideal seines Zeitalters: die höchste Ausbildung der Individualität, die Harmonie aller dem Menschen verliehenen Kräfte erreicht worden zu sein. Die Neueren, war seine Ansicht, konnten Außerordentliches höchstens durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten leisten. Diese Meinung entwickelte Goethe in wunderbaren Worten in seiner im Jahre 1805 erschienenen Biographie Winkelmanns. Zwischen den Zeilen aber stand, daß dieser Bruch in der Existenz der Menschen durch das Christentum in die Welt gekommen sei. Winkelmann war für ihn eine antike, eine heidnische Gestalt.

Man nahm an, daß Goethe diese heidnische Gesinnung seines Helden billigte und schrieb sie ihm selbst zu. Seitdem galt er in Deutschland für einen

Heiden. Er bezeichnete sich sogar selbst so. Am 11. Januar 1808 schreibt er an Fritz Jacobi: „Ich habe mich in allerlei Arbeiten versenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden gelebt. Besonders hat Werner, der Sohn des Tals — Zacharias Werners erstes Drama führt den Titel „Die Söhne des Tals“ — den Du ja auch kennst, uns durch sein Wesen sowie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderbar vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höheren Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderbarlichsten Formen darstellen.“

Diese Worte lehren nebenbei, wie tolerant Goethe doch auch war.

Die Auffassung von Goethes heidnischer Gesinnung d. h. seiner mehr antiken als christlichen Lebensanschauung, wurde durch ein Werk wie die „Wahlverwandtschaften“, das in dieser Zeit erschien, verstärkt. Hier hatte der Dichter das Problem der Ehe zum Mittelpunkt gemacht und in seine tiefsten Tiefen hineingeleuchtet. Den sittlichen Wert der Institution brachte er mit Nachdruck zur Geltung. Gleichzeitig aber drückte er die Liebesregungen, deren Betätigung der Ehecode verbietet, mit seiner ganzen dichterischen Gewalt und Fülle aus. Hingerissen von dieser künstlerischen Kraft beachteten die Zeitgenossen, verblendet wie immer, nur diese Seite, während sie den moralischen Konflikt, aus dem die Tragik floß, übersahen. So wurde Goethes Intention mißverstanden und aus dem Roman die Verherrlichung einer laxen, unchristlichen Moral herausgelesen. Begünstigt wurde der Irrtum dadurch, daß der Autor früher in anderen Dichtungen die natürlichen Empfindungen mit antiker Unbefangenheit dargestellt hatte. In den „Römischen Elegien“ war der Sinnengenuß mit dem vollen Glanz seiner Poesie verklärt. In „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ hatte er sich über die Schranken, die der christliche Glaube dem physischen Ausleben zieht, kühn hinweggesetzt. (Schluß folgt.)



Ein deutsches Auswanderungsamt

Von Rudolf Friedemann-Dresden



it großer Genugtuung ist allgemein die Tatsache aufgenommen worden, daß nun endlich der Gesetzentwurf zur Reform des Gesetzes über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit fertiggestellt ist. Schon 1901 sollte er, so sagte Graf Posadowsky damals, fertig sein; so ist es immerhin erfreulich, daß er überhaupt eine Gestalt erhalten hat, die wenigstens den Bundesrat befriedigt. Das